



den 18. September.

Neueste Nachrichten.

Sonnabend

Seite 10.

Vendetta.

Roman in zwei Bänden von Marie Corelli.
Aus dem Englischen übersetzt von Helene Mordant.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Jetzt war ich in demselben Gewölbe eingeschlossen — ein Gefangener, ohne Hoffnung auf ein Entkommen. Ich überlegte. Der Eingang war, wie mir einfiel, durch eine massive eiserne Thür, von welcher eine Treppe dort hinunter führte, wo ich mich aller Wahrscheinlichkeit nach jetzt befand, versperrt. Was nützte es mir, wenn ich auch, trotz dieser undurchdringlichen Finsterniß, den Weg zu den Stufen fand und bis zur Thür hinaufgelangte? Sie war verschlossen, verriegelt und da sich das Gewölbe in einem ganz entlegenen Theil des Kirchhofs befand, war auch keine Aussicht vorhanden, daß der Aufseher in Tagen oder Wochen an demselben vorüberkam. Bis dahin war ich verhungert, oder vor Durst umgekommen. — Mit solchen quälenden Gedanken erhob ich mich vom Boden und stand aufrecht. Meine Füße waren nackt und der kalte Stein, auf dem ich stand, ließ mich bis aufs Mark durchschauern. Unglücklicherweise hatten sie mich, wie alle Cholera-leichen, aus Furcht vor Ansteckung nur halb bekleidet begraben, das heißt, ich hatte nur ein Flanellhemd und meine Beinkleider an. An meinem Hals fühlte ich etwas und eine Fluth süßer, schmerzlicher Erinnerungen durchströmte mich bei der Berührung. Es war eine dünne, goldene Kette mit einem Medaillon, welches die Bilder meines Weibes und meines Kindes enthielt. Ich bedeckte es mit leidenschaftlichen Küssen und Thränen, den ersten, die ich seit meinem Erwachen aus dem scheinbaren Todeschlaf vergoß! Bitter und brennend entquollen sie meinen Augen.

Ein unheimlich tiefer, hohler Ton, der dumpf an mein Ohr schlug, schreckte mich auf — eins! zwei! drei! — ich zählte zwölf Schläge. — Es war die Kirchenguhr, welche da schlug. Meine schönen Bilder zerrannen — ich befand mich wieder der trostlosen Wirklichkeit meiner Lage gegenüber. Zwölf Uhr! Mittag oder Mitternacht? Ich wußte es nicht. Ich berechnete — es war früh Morgens, als ich erkrankte, nicht viel über acht Uhr, als ich dem Mönch begegnete, den ich um Beistand für den kleinen Obsthändler ansah, welcher nun doch gestorben war. Augenommen, daß ich mehrere Stunden krank war, mochte ich vielleicht um die Mittagszeit in den Starrkrampf verfallen oder, wie die Leute meinten, gestorben sein. In diesem Falle hatten sie mich gewiß ohne Verzug noch vor Sonnenuntergang begraben. Punkt für Punkt alles dieses überlegend, kam ich zu der Ueberzeugung, daß die Glocke, die ich soeben gehört hatte, die Mitternachtsstunde verkündete — die Mitternacht nach meiner Bestattung! Ich erbebte — nervöses Zittern befiel mich. Ich war stets muthig, jedoch in diesem Augenblick übermannte mich abergläubische Furcht.

Was war das? — Ich blieb stehen und lauschte, während das Blut in meinen Adern zu stocken schien. Ein schriller, durchdringender Schrei hallte langgezogen durch die gewölbten Bogen meines Grabes. — Kalter Angstschweiß drang mir aus den Poren, mein Herz pochte so laut, daß ich seinen Schlag gegen meine Rippen zu hören vermeinte. Wieder und immer wieder dieser unheimliche, von Flügelschlägen begleitete Schrei.

„Es ist eine Gule“, sagte ich mir aufathmend und mich meiner Furcht schämend; ein armer, unschuldiger Vogel — der Begleiter und Wächter des Todes, dessen Stimme wohl unheimlich und klagend, doch harmlos ist.“ Mit äußerster Vorsicht tastete ich mich weiter, doch plötzlich tauchten zwei große, leuchtende

Augen vor mir auf und starrten mich voll teuflischer Begier an. Entsetzt fuhr ich zurück, aber das Geschöpf drang mit der Wildheit eines Tigers auf mich ein. Mit allen Kräften wehrte ich mich gegen das fürchterliche Thier, das, meinen Kopf umkreisend, mit dem Schnabel in mein Gesicht zu stoßen suchte und mich dabei mit den Flügeln schlug. Sehen konnte ich nichts von dem Vogel, außer den gelben Augen, die wie die eines rachsüchtigen Dämons durch das Dunkel leuchteten. Ich schlug nach rechts und links um mich, und ruhte der Kampf einen Augenblick, weil ich zu erschöpft war, so entbrannte er im nächsten Moment desto heftiger. Endlich! Dem Himmel sei Dank, die Rieseneule war überwältigt! Sie wich zurück, schien zu stürzen, stieß noch einen heiseren Schrei aus, dann verschwanden die glühenden Augen in der Finsterniß.

Athemlos, vor Erregung am ganzen Körper bebend, setzte ich meinen Weg mit vorgestreckten Händen, wie ich glaubte, in der Richtung zur Treppe fort. Gleich darauf stieß ich auf ein Hinderniß — es fühlte sich hart und kalt an und schien eine Mauer zu sein. Ich betastete sie und fühlte eine Höhlung — sollte das die erste Stufe sein? — Sie erschien mir sehr hoch. Vorsichtig langte ich hin und berührte einen Gegenstand, der sich so weich und feucht wie Moos oder Sammet anfühlte. Zögernd tastete ich weiter und erkannte bald die längliche Gestalt eines Sarges. Merkwürdigerweise ließ mich diese Entdeckung ganz kalt. Mechanisch zählte ich die Metallverzierungen an demselben, acht der Länge und vier der Breite nach, dazwischen der weiche, feuchte Stoff. Bei dem Gedanken, wessen Sarg es sein könnte, zog ich meine Hand schauernd zurück. War es der meines Vaters oder wühlte ich wie ein Wahnsinniger in den Sammetüberresten des schweren Eichenlastens, in dem die geheiligte Asche meiner frühverstorbenen, schönen Mutter ruhte? Gewaltig raffte ich mich aus der Apathie, die mich ergriffen hatte, auf. Alle meine Mühe war vergebens, ich war verloren und wußte nicht, wohin mich wenden. Das Entsetzen über meine Lage überfiel mich mit verdoppelter Kraft, ich wollte vor Durst fast umkommen und sank laut jammern in die Kniee.

„Gott der Gnade!“ schrie ich, „Erlöser der Welt! Bei den Seelen der Verstorbenen, die bei Dir sind, habe Mitleid mit mir! Mutter! Wenn Deine sterblichen Ueberreste mir nahe sind, gedenke meiner, bitte für mich! Verklärte, rette mich oder ende diese Qualen!“

Der Klang meiner wehklagenden Stimme tönte schauerlich durch das Grabgewölbe. Ich mußte wahnsinnig werden, wenn diese Pein noch lange fort dauerte. Auf den Knien, das Gesicht in den Händen vergraben, blieb ich liegen, zwang mich zur Ruhe und bemühte mich, meine Gedanken zu sammeln.

Horch! Welch süße, schmelzende Stimme! Entzückt hob ich den Kopf und lauschte.

„Tiu, tiu, tiu! Iodola, Iodola! trillilli, sult, sult, sult!“

Es war eine Nachtigall. Süßer, gottbegnadigter Vogel. Wie segnete ich Dich in dieser Stunde finsterner Verzweiflung! Wie pries ich Gott für Dein unschuldiges Dasein. Ich sprang auf, lachte und weinte, als Du Dein Lied in die dunkle Nacht hinausgeschicktest, himmlischer Friedensbote. Noch jetzt gedenke ich Deiner in Liebe! Deinetwegen bin ich der Beschützer aller Vögel.

Habe ich auch verlernt, irgend einem Wesen mit Wohlwollen entgegenzutreten, so ist Vogelgesang in Wäldern und Bergen mir doch heilig, — es ist der reinsten Laut in dieser verderbten Welt . . .

Frische Kraft und neuer Muth belebte mich. Ein neuer Gedanke entstand in meinem Gehirn, ich beschloß, der Stimme der

Nachtigall zu folgen, die so rasch und ermutigend sang, und begann von Neuem durch die Finsternis zu schleichen. Der Vogel mußte meiner Meinung nach auf einem Baum vor meinem Kerker sitzen, ich hoffte, wenn ich seinem Gesang nachging, die so sehnsüchtig gesuchte Treppe zu erreichen. Unsicher tappte ich vorwärts, meine Glieder schlotterten, meine Kräfte drohten mich zu verlassen. Nichts trat mir jetzt hindernd in den Weg, immer näher schlug das Schluchzen der Nachtigall an mein Ohr, und Hoffnung durchzitterte mein fast verzweifelttes Herz. Mechanisch drang ich weiter vor, der goldene Strom der Vogelstimme zog mich wie im Traume zu sich, bis mein Fuß an einen Stein stieß und ich stolpernd nach vorn fiel. Ich war zu benommen, um Schmerzen zu empfinden, versuchte indessen, auf dem Boden liegend, meine brennenden Augen zu öffnen und bemerkte einen schmalen Mondesstrahl, nicht breiter wie die Spitze eines Pfeiles, der zu mir herniederlachte und mich erkennen ließ, daß ich endlich mein Ziel erreicht hätte. Ich befand mich auf der untersten Stufe der Treppe, die Eingangstür konnte ich nicht erkennen, wußte jedoch, daß sie sich dicht vor der obersten Stufe befand.

Wie ein Rasender sprang ich die Stufen hinan, faßte mit beiden Händen das Gitter und rüttelte mit allen Kräften an demselben. Vergebens, es war so fest wie eine Felswand. Ich rief um Hilfe, — Todtenstille antwortete mir. Ich blickte durch die Stäbe, sah das Gras, die herabhängenden Zweige der Bäume und grade vor mir ein Stückchen azurblauen Himmels, in Erwartung der aufsteigenden Sonne schon rosig angehaucht.

Mit Entzücken athmete ich die frische Morgenluft ein; dicht vor mir hing eine Ranke wilden Weines hernieder, deren Blätter mit Thautropfen bedeckt waren. Eine Hand durch die engen Stäbe pressend, pflückte ich einige dieser kühlen Blätter und verschlang sie gierig. Sie schmeckten mir herrlicher wie irgend etwas, was ich je gekostet hatte und stillten das fieberhafte Brennen meiner ausgetrockneten Kehle und meiner lechzenden Zunge. Der Anblick der Natur brachte meiner Seele Frieden, die Vögel zwitscherten beim Erwachen, doch meine Nachtigall war verstummt.

Allmählig erholte ich mich von dem ausgestandenen Schrecken und mich an die gewölbte Mauer des Todtenhauses lehrend, wagte ich, einen Blick die Treppe hinunter zu werfen, die ich in so wilder Hast erstürmt hatte. Auf der siebenten Stufe von oben lag etwas Weißes. Um meine Neugier zu befriedigen, stieg ich vorsichtig und zögernd hinunter und fand eine zur Hälfte verbrannte dicke Wachskerze, wie die Katholiken sie bei den Bestattungen benutzen.

Gewiß hatte irgend ein Gottloser sie nach Beendigung der Ceremonie, um sich die Mühe des Tragens zu ersparen, dort hinuntergeworfen. Nachdenklich betrachtete ich dieselbe, hätte ich sie nur anstecken können. Mechanisch ließ ich die Hände in die Taschen meiner Beinkleider gleiten — es kimperte darin! Wahrhaftig, sie hatten es eilig gehabt, mich unter die Erde zu bringen, meine Börse, ein Schlüsselbund, meine Bistentantentafel, eines nach dem andern zog ich hervor und betrachtete diese mir so bekannten und doch fremd erscheinenden Gegenstände mit prüfenden, erstaunten Blicken. Eifrig suchte ich weiter und fand, was in meiner Situation von unbeschreiblichem Werth war, — ein Kästchen mit Wachstreichhölzern. Hatten sie mir auch meine Cigarrendose gelassen? Nein, die war fort. Sie war aus echtem Silber, gewiß hatte der Mönch, der in meinen letzten Augenblicken bei mir war, sie mit meiner Uhr und Kette meiner Frau überbracht. Konnte ich nun auch nicht rauchen, so war ich doch im Stande, Licht anzumachen, ich hatte ja auch noch die halbe Wachskerze.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, sicherlich mußte ich bis zum hellen Tage warten, ehe ich hoffen konnte, irgend einen auf dem Kirchhof umherstreifenden Menschen durch meine Rufe herbeizulocken. Ein sonderbarer Einfall kam mir, ich wollte mir inzwischen meinen Sarg ansehen!

Das Angstgefühl hatte mich vollständig verlassen, der Besitz der Streichhölzer gab mir meine Unerfrorenheit wieder. Ich hob die Kerze auf, zündete sie an und sie mit der Hand vor Zugluft schützend, blickte ich noch einmal zu dem schönen Tageslicht, das lächelnd zu meiner Gefängnisthür hereinlugte, auf, darauf stieg ich hinunter, wieder hinunter in die graufige Grabeshöhle.

4. Capitel.

Zahllose Eidechsen glitten, als ich die Stufen hinabstieg, unter meinen Füßen fort und als die Flammen meines Lichtes das Dunkel erhellte, hörte ich heftiges Flügelschlagen, zischende Laute und heiseres Geträchze. Jetzt erkannte ich, welcher Spuk seine Wohnung in diesem Todtenhause aufgeschlagen hatte, jedoch mit der Kerze bewaffnet, konnte ich ihm getrost Troß bieten. Der Weg, der mir im Dunkeln so lang erschienen, war kurz und bequem, bald stand ich an der Stelle, wo ich so unerwartet aus dem Todes-schlaf erwacht war.

(Fortsetzung folgt.)

Daß diesen Winter Pelzwerk viel getragen werden wird, war nach der Modeentwicklung der letzten Jahre selbstverständlich. Aber daß es schon im September sich zeigen würde, hätten die Wenigsten gedacht. Aber man ist so auf Pelzwerk eingeschworen, seitdem Russland der Bundesgenosse Frankreichs geworden und Felix Faure in Petersburg gefeiert worden ist, daß es zur vaterländischen Befinnung gehört, sich mit Pelzen zu umhüllen, selbst wenn es nicht geboten ist. Selbst in den Badestädten und in der Sommerfrische wird daher jetzt schon Pelzwerk sichtbar, natürlich auf Ausfahrten. Bevorzugt ist der Otterpelz, der gern zu Blousen verwandt wird; am Kragen wird er mit Chinchi'a oder Zobel besetzt, die das Gesicht gar hübsch einlassen. In den Pelzläden sieht man Schulterkragen, Mäntel, Jaden, Voleros aus Marder, Ghindilla, Astrachan, Caracul usw. Die Schulterkragen sollen jedoch weniger getragen werden. Bevor sie abgeschafft werden, machen sie noch einige Wandlungen durch. Der Besatz (volant) wird jetzt in mehreren Stufen angebracht. Das Neueste des Neuen (le dernier cri) ist der lange Schulterkragen, der bis in die Mitte des Schoßes hinabreicht; um sich nicht seinen neuen solchen Kragen anzuschaffen, setzt man an den vorjährigen einen breiten Ansatz aus Sammet an. Bei Zobel ist dieser braun, bei dunklerem Pelzwerk schwarz; er steigt vorn als Verbrämung bis zum Hals heran. Im Allgemeinen sollen diesen Winter alle Kleidstücke enger werden, der Brusttheil möglichst anschließend, mit Spitze hinten und vorn. Der Schoß soll sich um die Hüften dem Körper anschließen, unten enger werden. Die Ärmel werden flach, die Rockhöhe (an den Jaden) lang und flach. Die Volants fallen fort, Borten und abermals Borten, dazu flache Stickerien, haben den Vorzug. Sind doch jetzt schon die Damen um Brust, Ärmel und Hüften mit vielfältigen Reifen aus schmalen Borten eingefast. Auch sieht man handbreite andersfarbige „Reifen“ in der Mitte und am Rand des Schoßes. Für magere Damen ist die Mode nicht gerade günstig, aber sie eröffnet der Kunst weiten Spielraum. Deren Aufgabe ist es ja, der Natur nachzuhelfen, die von dieser vernachlässigte Polsterung nachzuholen.

Noch eine Anzahl neuer Stoffe sind hervorzuheben. Für Jaden ist peau de gant, also Handschuhleder, bestimmt, eine Art Tuch, sehr weich und glänzend, sehr anschniegender, wie es sich bei engen Kleidern paßt. Dann unter den Seidenstoffen die mittelalterlichen Armures, mit schwarzen Zeichnungen, die durch ebenfalls schwarze Streifen auf farbigem Grunde durchschossen werden, für Kleider zu Besuch und Festen, die sehr vornehm aussehen. Dann Armure „Géants“ (Riesin) mit erhabenen Rippen und Streifen und reichen Farben; damascirtes Popeline, ebenfalls für Festkleider. Für Abendkleider dient die Theffalienne — etwas mußte doch der griechisch-türkische Krieg einbringen — ein hellfarbiger Seidenstoff mit weißen Kettenfäden und weißen Seidenwellen, die wie Stickerien aussehen; die Frisfomanie, eine Art Benglin, mit zitternden, gewellten Rippen, daher den Namen. Die Marocaine ist eine Nachahmung der peau de Soie (Seidenhaut), jedoch mit gekreuzten Fäden gewebt. Die Farben sind durchweg möglichst zart. Für Besatz wird Kapuziner (hell) roth empfohlen.

Neben dem Pelzwerk werden auch Spitzen viel, ja noch mehr als bisher, getragen werden. Ein sehr schöner Schulterkragen für Abendgesellschaften ist aus weißem Satin, mit einem hohen Volant aus Brügge-Spitzen besetzt. An deren Rand eine Einfassung aus weißen Federn, deren Spitzen sich wie Häkchen umbiegen. Hier ein Anzug für Landaufenthalt, für das Schloß: Kleid aus starker rother Sarthe, der Vordertheil der Blouse sowie der Schoß öffnen sich auf einen breiten Rand aus schwarz-weißer körniger Seide (Jaille pekinoise), die mit schmaler Vorte eingefast ist. An der Blouse kleine ausgeschnittene Schöße; sie wird durch einen Gürtel aus schwarzem Satin gehalten. Für die Tafel: Kleid aus chinesischem Krepp, lichtgrün, ganz mit schwarzem Schmelz besetzt. Der Brusttheil öffnet sich über einem Vorderstück aus Parmasatin, das ganz mit Diamanten besetzt ist; lange Ärmel, Gürtelschärpe aus Parmaseidenmouffelin.

Bei den Hüten wird Sammet vorgezogen, der erlaubt, für jede Dame die ihr am besten zusagende Form zu schaffen. Der Ball — oder das Blumenbeet — auf dem Hut ist weniger hoch, aber oft mit beliebig gestalteten Vogelbälgen besetzt. Mit Federn aller Art werden die verschiedensten Gestaltungen hervorgezaubert, so daß dem persönlichen Geschmack viel Spielraum bleibt. Bänder werden geschickt damit verbunden. Außer schwarz sind auch blau, grün und roth beliebt, andere Farben, wie das einige Zeit sehr beliebte Gelb, dagegen fast ganz ausgeschlossen. Kommen die Ketten der Petits-Abbés, der rothen Abfähe zurück. Auf den Landschlössern ist der rothe Abfah in Schwung, natürlich bei Lackschuhen, die eine große Schnalle in altem Silber tragen, ganz wie unter dem „Sonnenkönig“. Dazu die alten Spitzen mit ihren gelben Tönungen und die etwas schnippische Sprache, ganz wie damals. Die richtigen Stücker, jetzt Snobs genannt, nachdem schon mehrere Schoß-Bezeichnungen erfunden und verschliffen wurden, während wir uns nach wie vor mit „Stücker“ und allenfalls „Gigerl“ behelfen müssen, tragen Hausschuhe aus Krotobildhaut, mit Strümpfen, deren Farben mondhell, bleiche Morgenröthe und ähnlich benannt sind. Diese Modestücken sind im Allgemeinen für sogenannte absterbende Farben, wie malven, rosa, blaßblau.

Verantwortlicher Redacteur: L. Guido Röder.
Druck u. Verlag von Ludwig Gümber, Weibe in Dresden.



Annoncen

und

Abonnements

für die

„Neuesten Nachrichten“

nehmen an unsere Filialen:

am Postplatz

im Cigarren-Geschäft von
Gustav Schneider.

Marienstrasse 28,

Papier- und Musikalienhandlung
von D. Wagner.

am Altmarkt

(Residenz-Café)
Cigarren-Geschäft v. Carl Weiße.

Pirnaischer-Platz,

Papierhdlg. und Contobücherfabrik
von A. Neffeld.

Strehlerstr. 19,

Papierhandlung von Frau
E. Baumgarte.

am Böhm. Bahnhof,

Ecke Prager- u. Wienerstraße,
Cigarren-Geschäft v. Otto Weiße.

Falkenstrasse,

Ecke Ammonstraße,
Cigarren-Geschäft v. Th. Grimm.

Hauptstrasse 12

im Cigarren-Geschäft von
Johann Bubenik.

Bautznerstr. 43,

Eingang Martin-Lutherstraße,
Papierhandlung von Weber.

Oppellstrasse 17

bei Kaufmann Richard Weiher.

